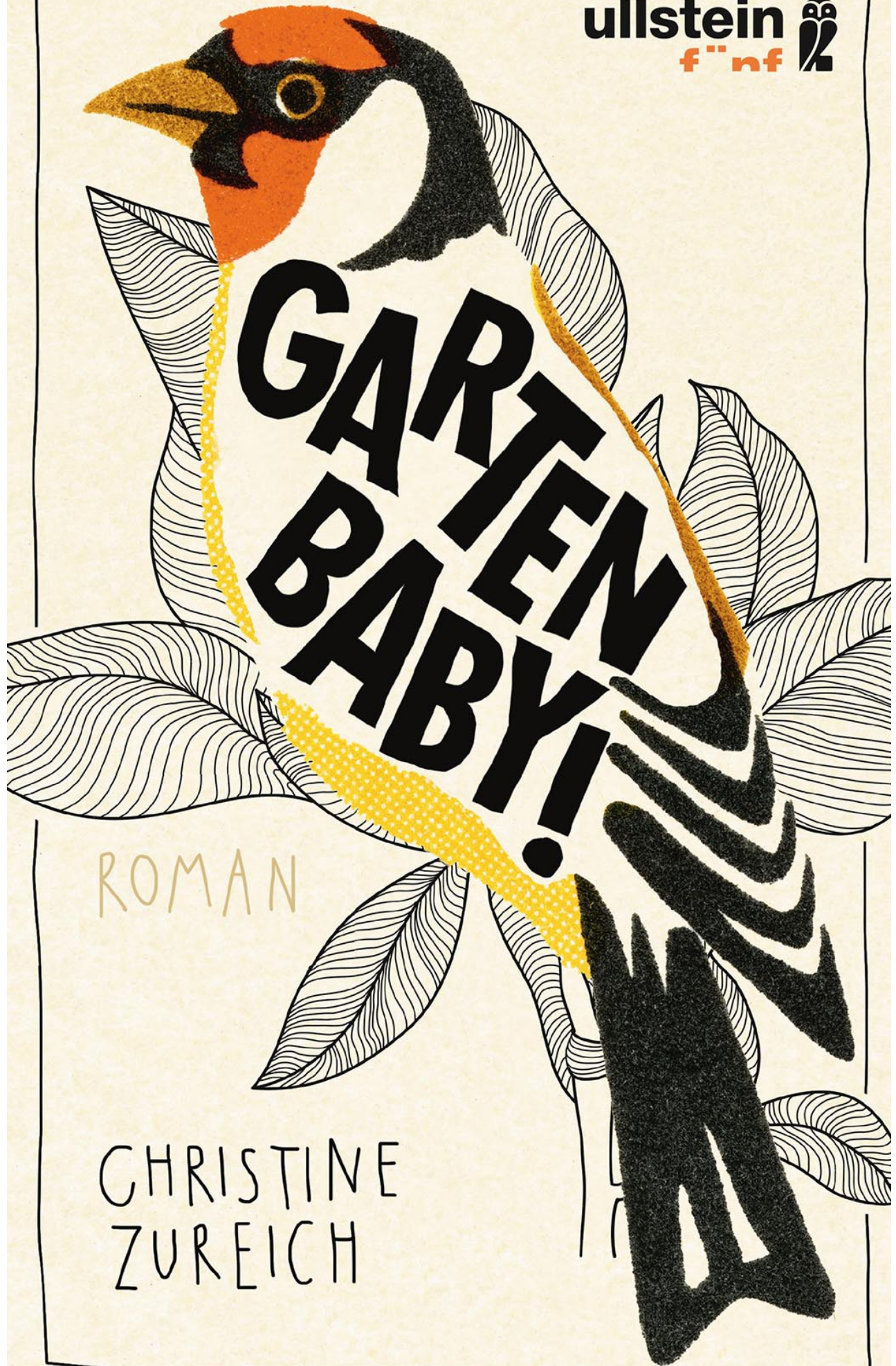


ullstein 
f"nf



GARTENBABY!

ROMAN

CHRISTINE
ZUREICH

PUSTEBLUME

Jetzt fliegen nur wenige Hornissen; später, wenn es wärmer wird, sind es mehr. Ich zähle sie vom Bett aus, nebenbei, während ich mit dem Mann vom Umweltamt telefoniere. Das Einflugloch ist direkt neben unserem Schlafzimmerfenster.

Gerade schwärmt Nummer 7 aus.

Zunächst hatte das Geräusch uns alarmiert, Rob und mich. Ein Mahlen, Knarzen. Holzwurm, dachten wir erst, dann sogar an Erika. Paradox. Seit sie unter uns gestorben ist Ende Mai, ist sie präsenter in unserem Leben als zuvor. Immer wieder fällt sie mir ein. Ich versuche dann, mir ihre Einsamkeit nicht allzu genau auszumalen, mitten in der Stadt, in unserem Haus. Sie wollte beim Gärtnern nie mitmachen.

Kurz hatten Rob und ich wegen des Knarzens auch den Marder in Verdacht, wobei das eine untypische Art der Äußerung für ihn wäre. Er poltert nachts über unseren Köpfen den Dachboden entlang, kreischt wie ein Blindgänger zu Silvester; immer wieder gibt es Revierstreitigkeiten mit seinem Artgenossen von der 11 nebenan. Unsere Seite der Drübkestraße ist über Keller und Dächer miteinander verbunden, alle ungeraden Hausnummern, vom Krieg noch, damit man sich bei einem Bombentreffer ins Nachbarhaus retten konnte.

Am anderen Ende der Leitung referiert der Mann vom Umweltamt über die Hornisse und ihre Biologie. Es ist stickig im Schlafzimmer, aber das Fenster öffnen möchte ich nicht. Wir lüften über die Tür, seit ich das erste Tier entdeckt habe. Vorgestern war das. Zu groß für eine Wespe, die Streifen zu hell. Erst hofften wir noch auf einen Einzelfall. Seit gestern ist klar: ein Nest. Hatte bislang Erikas Katze – ihr Geruch möglicherweise – die Hornissen vom Nestbau abgehalten, diffuse Abschreckungslage? Vielleicht hätten wir die Katze aufnehmen sollen? Fred hat sie zu René gebracht. Eine mehr oder weniger. Besser als Tierheim.

Wir haben kaum geschlafen, Rob und ich, nach unserer Entdeckung. Früher, daran erinnere ich mich genau, hieß es immer: tot, praktisch sofort. Ein einziger Hornissenstich. Rob kennt das auch so. Wir sind beide in Süddeutschland aufgewachsen, Doppelhaushälften in der Provinz. Ähnliche Kindheit, ähnliche Traumata. Wobei in Texas offenbar die schlimmeren Horrorgeschichten über Hornissen kursieren. Fred wollte uns sofort ein Matratzenlager einrichten, als er von den neuen Mitbewohnern hörte.

»Sie stellen die papierähnliche Substanz für ihre Nester selber her!« Der Mann vom Amt

in voller Fahrt. »Aus Holz!« Er brüllt vor Begeisterung. »Holz!« Ich muss den Hörer ein Stück weghalten von meinem Ohr.

Obwohl sie gerade ausschwärmen und für den Augenblick kein Material von unseren Dachbalken herunterraspeln mit ihren knarrenden Riesenkiefen, stellen sich mir die Nackenhaare auf; Geräuschflashbacks gehen unter die Haut, wenn sie mit einem Gefühl der Bedrohung verknüpft sind, Kinderängsten, die einem noch in den Zellen stecken. Da kann sich draußen noch so schön die Sonne in den Fenstern der Stadthäuser spiegeln.

Ich möchte schreien.

Der Umweltexperte will gar nicht mehr aufhören mit den Nestern. Von Schönheit ist die Rede, Architektur. Fehlt noch: Gottesbeweis. Dabei hatte ich nur nach einem Insektizid gefragt. Am besten bio, unschädlich für uns.

Als ich endlich wieder zum Zug komme, gebe ich die Geschichte von Fred wieder, genauso erlebt vom Cousin seines Schulfreunds. Ausgangspunkt auch dort: ein Nest im Dach, nur eben zum Bad hin. Friedliche Koexistenz, bis sich eines Morgens – der Cousin mit Seife in den Augen und nackt – die Hornissen durch die Wand ins Bad gefressen haben. Attacke, Notarzt, künstliches Koma. Einfach so! Morgens im Bad!

Könnte ein Hornissenstich nicht auch ein Aneurysma zum Platzen bringen, laienhaft gefragt?

Husten, Lachen am anderen Ende des Telefons. »Köstlich!«, sagt der Mann, als er wieder Luft kriegt. »Folklore! Die Killerhornisse – urbane Legende. Man hat Ihnen als Kind sicher auch eingeschärft, Löwenzahn sei giftig!«

Woher kennt dieser Mann mich so genau? Nicht mal Rob habe ich davon erzählt, meiner Angst als Kind vor Pustebäumen. Die Männerstimme sagt: »Mütterpropaganda. Schwarze Pädagogik. Alles nur wegen der Kleidung. Die Milch geht schlecht rauszuwaschen, gibt hässliche Flecken.«

Mein Mund ist trocken. »Wie?«, rufe ich. »Meine Kinderseele, dem Weißen Riesen geopfert?«

Wieder lacht der Mann. »Genau! Schauen Sie doch mal morgens in die Parks: die jungen Leute sind heute wie wild auf Löwenzahn, Blätter für Smoothies, Blüten für Sirup. Honigersatz, 100 %ig vegan. Höchste Zeit, auch in puncto Hornissen erwachsen zu werden. Kein Deut schlimmer als ein Wespenstich, so eine Hornisse. Kein Grund jedenfalls, mit C-Waffen aufzurüsten.«

Stellt sich raus: C-Waffen dürfen wir auch gar nicht. Keinerlei Chemie, bio oder nicht. Hornissen sind offenbar gefährdeter als Rob und ich. Stehen sogar unter Naturschutz, im Gegensatz zu uns. Wir sollen Fenstergitter anbringen.

»Vielleicht«, sage ich, als ich Rob und Fred beim Gießen abends vom Löwenzahn erzähle, »vielleicht sollten wir es auch mal versuchen. Vegan.«

Seit Erika tot ist, denke ich viel über das Leben nach, das Sterben. Vergänglichkeit. Fleisch.

Fred rollt mit den Augen. »*Not that vegan shit!*«

»Klingst wie Pippa, Doro«, sagt Rob. »Die versucht seit Jahren, mich zu missionieren. Jede Familienfeier. Hat übrigens geschrieben, Pippa. Aus dem Urlaub.« Er kramt sein

Handy raus. »Vergiss den Garten. Myanmar – das ist Eden, Baby, hier und jetzt!«

Fred pflückt die erste reife Tomate dieses Jahres. Eine kleine, von der schwarz-rot gemaserten Sorte, früh dran. Er reicht sie mir, ich stecke sie in den Mund.

»Auch ein Lebewesen«, sagt Fred, ein Netz aus Lachfalten um die Augen.

»Das Sterben«, sagt Rob, der manchmal klingt wie seine Oma, »gehört zum Erwachsenwerden dazu. Grundvoraussetzung quasi.«

Aber als wir dann bei uns oben die Fliegengitter an die Fenster kleben, schwarze Gaze, Rob und ich, willigt er ein, es doch zu versuchen. Löwenzahn, vegan, wo die Hornissen nun schon mal da sind.

SCHNECKENLESE

Sibel zeigt ihre Unterarme. Kratzer, blutige Streifen bis rauf zu den Ellbogen.

»Wir haben gestritten.« Sie verzieht den Mund. Weiße Zahnreihen. Ein Halblächeln.

Die Sonne knallt in unsere Gesichter, obwohl es schon nach sechs ist. Der erste heiße Tag. Besser zweimal gießen heute als einmal. Das Projekt braucht uns. *Urban Garden*, Drübkestraße 13. Unser Gemeinschaftsbaby.

Direkt an der Wand, das vorgezogene Dach ein Schutz vor dem Starkregen, der nicht kommen will, haben wir Aromatomen gepflanzt und neben den Eingang zur Tür ein Feigenbäumchen. Winterhart, hieß es in der Gärtnerei.

Rob schleppt volle Gießkannen aus dem Keller rauf, immer zwei, rechts und links, um nicht krumm zu werden.

Seit Sibels neuer Nase streiten Zeus und sie noch häufiger. Von wegen Höcker weg, und das Leben läuft glatt. Manchmal hat man ja fixe Ideen, kann an nichts anderes mehr denken: rote Schuhe, ein schnellerer Rechner, Schokolade. Medizinisch aber alles wie geplant. Wo die Nasenflügel schmaler gesetzt wurden, europäischer, sieht man noch zwei feine Narben. Sieht jetzt aus wie Miley Cyrus, Sibel, nur dunkles Haar. Blaue Augen hatte sie schon. Türkin wollt ihr die Dittrich erst gar nicht abnehmen, kennt wohl Atatürk nicht, die alte Schachtel.

Sibels Eltern wissen nichts von der OP, sind den Sommer über immer in Anatolien, wo die Mutter im Schneidersitz auf gestampften roten Boden Aprikosenhälften zum Trocknen auslegt. Sibel hat uns Bilder gezeigt auf dem Smartphone. Das Haus der Großeltern, die Keramikfliesen, der Berg mit Schnee auf dem Gipfel, auch im Juli und August. Wenn die Eltern im Herbst wieder im Land sind und zu Besuch kommen, muss Zeus verschwinden. Sich einen Tag lang in Luft auflösen. Ausgerechnet ein Grieche. Rasierer, Boxershorts, Motherboards – puff! Sibels Mutter ist Analphabetin, Spuren lesen aber kann sie.

Links neben dem Weg, zur Nr. 11 hin, die Kräuterspirale. Freds Dauer-Lover René hat sie angelegt. Er hat an seiner Wohnung zwei Balkons, grüne Hölle, aber keinen Garten, Boden, lebt seine Ambitionen bei uns aus. Naturstein, zwölf Sorten Basilikum, Currykraut, mexikanischer Cilantro, Ananassalbei, Zitronenthymian. Es duftet nach feiner Suppe, wenn man an unserem Haus vorbeigeht. Fred und René haben den Gneis mitgebracht von einem Steinbruch, einfach den Kofferraum vollgeladen bei einer Spritztour mit Freds Mustang, weil die Steine so schön aussahen. Südländisch. Fred hat ein ziemlich breites Kreuz. Ein

Bär von einem Mann. Die Dittrichs aus dem Parterre schimpfen über das Geröll, die Tomaten. Gemüse vor dem Haus! Wir haben ihnen einen Teil Rosen gelassen, Lavendel dazwischengepflanzt. Gut gegen Blattläuse. Weniger spießig auch.

An einem Tag wie heute wären Rob und ich früher am Fluss liegen geblieben bis in die Nacht; jetzt gehen wir heim. Fred ist im Urlaub, und Sibel und Zeus kriegen es nicht auf die Reihe mit dem Gießen.

Wer weiß, wie lang sie schon gestritten haben, oben in der Wohnung. Im Winter, wenn wir drinnen sind, hören wir jedes Wort, die Wand zwischen unseren Wohnzimmern ist dünn. Pergamentpapier. Verstärkt Stimmen noch, statt zu dämpfen. Eine Membran, osmotischer Austausch zwischen den Zellräumen. Das Leben lässt sich nicht sauber einhausen.

Als wir nachts das erste Mal die kleine Spieluhr an die Tapete hielten und kurbelten, erschrecken wir selbst über die Lautstärke, mit der *Die Internationale* plötzlich über die Wand wummerte. Nur kleine Erhebungen auf dem Metalltrömmelchen, kurze, flache Stahlstifte zum Abtasten. *Völker, hört die Signale ...*

Sex und Streit. Wenn man am nächsten Tag früh rausmuss, sagt Rob, nervt beides.

»Ich hab den Ring aus dem Fenster geworfen«, sagt Sibel und steckt sich eine Zigarette in den Mund. Sie schaut Fred an wegen des Feuers. Der schüttelt den Kopf. »Nichtraucher«, sagt er, fast verlegen, »seit gestern.«

Zeus hockt zwischen den Rosenstauden auf runtergetretenen Espadrilles, schiebt mit beiden Händen den Lavendel zur Seite. »Weißgold«, brüllt er Richtung Boden, ein wütender Pan, »Weißgold!« Sein Gesicht verschwindet hinter dunklen Locken.

Sibel streicht sich mit dem Zeigefinger über den Unterarm. Die Haut um die Kratzer ist rot, geschwollen, gleiche Farbe wie ihre Lippen. »Scheißdornen ...«, sagt sie.

»Man findet nix in dem Gestrüpp. Gar nix!« Zeus richtet sich auf, Augen lodernd, wild. »Rosen in einem Urban Garden!« Er tastet seine Hose ab, findet ein Zippo, gibt Sibel Feuer. Dann stutzt er, bückt sich, fährt mit der Hand unter eine Dornenranke. Kein Verlobungsring. Etwas Fleischfarbenes. Plastik.

Rob stellt neue Gießkannen neben uns ab. »Das ist das Hörgerät vom Dittrich.« Rob hat mal in einem Pflegeheim gejobbt vor dem Studium, weiß, wie so was aussieht aus der Nähe.

Sibel schnaubt Rauch aus der neuen Nase. »Scheiße, sag ihm bloß nicht, dass wir es gefunden haben. Sonst denkt er nur wieder, wir hätten es geklaut, Zeus und ich.«

Zeus hält das Plastikding zwischen zwei Fingern wie eine tote Nacktschnecke. »Was macht das hier zwischen den Rosen?«

Rob schiebt sich die staubige Cap in den Nacken. Wenn er grinst, sieht man seine Schneidezähne, eine Spur schief, die eine Ecke ein winziges Stück über der anderen, viel sexyer als kieferorthopädisch korrekt.

»Der Dittrich hat es rausgeschmissen«, sagt er. »Letzte Woche. Keinen Bock mehr auf hundert Jahre die gleichen Geschichten von seiner Frau. Er hat noch danach gesucht am nächsten Tag und es dann aufgegeben. Seither hab ich ihn nicht gesehen.«

Sibel wirft die angerauchte Kippe in die Rosen. »Ihr Nordeuropäer. Immer passiv-aggressiv. *Szenen einer Ehe*. Ingrid Bergman.«